

Erzählung von Hilde Brand.

Das Frau Bergmann erfahren und besonnen für Mutter und Kind eingerichtet hatte das stieß sie um. Das Kind war schlecht ge-

Bergmaier kündigte für den nächsten Ersten.
Die junge Frau weinte still vor sich hin, --
der Chemann suchte zu vermitteln, fand die
Wirtin aber gänzlich unzugänglich. Bloß Krau

Wirklich war dieser Maler — Sebastian Glöckner — hieß er übrigens — empfohlen. Nicht durch

Auflösung aus voriger Nummer:

Magisches Quadrat:

Magisches Quadrat:

ഭേദം:

- 1) $Lc7-h2 \dots g4-g3$
- 2) $b7-b8 \square \dots g3 \times h2$
- 3) $0b8 \times h2 \#$

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Sank, Altena

höfliche Beamte, daß eine Frau dieses Namens
jetzt Frau Möller heiße, ihr Mann aber vor
einigen Tagen am Delirium-tremens gestorben
sei und in einer Stunde auf dem Assistenz-
Friedhof beigesetzt werden solle.

Der Pönz war gekommen und Frau Christine überfiel eines Tages nach Kopenhagen, um in der Großstadt den Trost zu suchen, den sie in ihrer kleinen Insel nicht finden konnte. In der lebensfrohen Stadt am Öresund mischte sich Christine Rasmussen in das lustige Treiben der Welt, in der sie nicht über Mangel an Bewundern ihrer Schönheit zu klagen hatte. Nach drei Jahren wurde Christine endlich des oberflächlichen Lebens müde; auch ihr kleines Vermögen war stark zusammengekommen und so entschloß sie sich, die Pöberung eines ihrer reichsten Verehrer anzunehmen. Ihr Gatte war tot — daran war nicht zu zweifeln. Sie besaß es zwar nicht schwarz auf weiß, daß und wo er

Leben zum dritten Male — aber mit ihrem ersten Mann.

Rätsellede

daß es heutzutage noch solch
Großstadt gibt, hätte ich nicht.
Frau Bergmann hatte mit
holsen und keine Großmutte-
runzeligen, schreienden Würn
haben als sie. Sie pflegte di-

„Rat und That ge-
hen konnte an dem
junge Mutter in

Stimme — „ob sie
auch kocht — — —
hast! Die Alte lobt
— na, — ich
das Federbündel, —
ren soll. Na, da bleiben
alte Bergmann ist nicht
— und da machte sie viel
Frau Wegener in der letzte
gelernt. — „Ihre Mutter
mehr ein, — für sie ist ke

Sie man weiter, die
so schlimm. Bloß“,
der das Gesicht, das
n Zeit hatte fürchten
laden Sie mir nicht
in Bloß bei mir!“

Den Papst, und nicht durch den König von Spanien, sondern durch meine Tante Isha. Der Meister beanspruchte sechs Sitzungen und ein Honorar von tausend Mark. Vom König von Spanien hatte er mehr bekommen, von Banderbitt das Doppelte. Vom Papst seinen Segen. Ueber das Honorar, das Tante Isha gezahlt, schwebte er. Sie auch.

Der Meister hatte sein Atelier unheimlich weit entfernt von meiner Wohnung. Aber wenn man dreimal umstieg und Glück hatte, konnte man — mit Hochbahn und elektrischer Straßenbahn und Omnibus und dann ein Stückchen zu Fuß — in neunundsechzig Minuten das Atelier erreichen. Es lag natürlich im vierten Stock. Aber das muß wohl so sein. Und wenn er keinen Fahrstuhl gehabt hätte, hätte ich mich doch nicht malen lassen.

Als ich zur ersten Sitzung kam, fragte mich eine unfreundliche Portiersfrau — gibt es in Berlin überhaupt freundliche Portiersfrauen? — ob ich mit dem Fahrstuhl Bescheid wisse. Ich brauche nur auf Knopf Vier zu drücken.

Ich stieg ein und drückte auf „Knopf Vier“ — und sah dann anderthalb Stunden zwischen der zweiten und dritten Etage fest. Bis ein Monteur geholt war, der mich umständlich befreite. Beim Aussteigen beschimpften mich der Hauswirt, die Portiersfrau und ein Briefträger. Ein Sipo nahm meine Personalkarte auf. Von diesem Tage an war der Fahrstuhl dauernd in Reparatur.

An den Sitzungen nahm eine alte Dame teil, Tante Susanne. Nicht meine Tante, sondern die Tante des Meisters. In die achtzig Jahre, und etwas schwermütig. Sie litt unter der fiesen Idee, daß hier ein Dachstuhlbrand ausbrechen, und daß sie diesem zum Opfer fallen werde. Und während der Meister schwieg und malte, unterhielt sie mich von Dachstuhlbränden. Von solchen, die sich bereits ereignet hatten und solchen, die noch zu erwarten waren.

Statt der vereinbarten sechs Sitzungen wurden es einundzwanzig. Das kam zum Teil daher, daß der Meister häufig nicht recht in Stimmung war, zum Teil daher, daß mein Kopf wie er sagte, äußerst charakteristisch und deshalb schwer zu malen sei; und zum dritten Teil daher, daß der Meister mit meiner Kleidung nicht zufrieden war. Ich hatte zuerst einen blauen Sakko gewählt. Der stimmte aber leider nicht zu der chinesischen Waise, die unbedingt auf einem Tischchen neben mir stehen mußte u. grün war. Warum sie das stehen mußte, weiß ich nicht; meine einzige Beziehung zu China ist die: daß ich gern Tee trinke.

Ich zog also einen braunen Sakko an. Den fand der Meister nach der fünften Sitzung „pfeifisch“. Er wünschte den Grack. Der war ihm nach drei Sitzungen zu feierlich. Wir beschloßen einen Kompromiß auf den Smoking. Der schien mir aber nach des Meisters Meinung über den Rauch nicht zu passen. Dann versuchte er, mich in Hemdsärmeln zu malen; verwarf das aber wieder als „zu amerikanisch“. Dann bat er mich, den Ledersack eines alten Landsknechts anzuziehen. Rembrandt habe auch mit Vorliebe Kostüm-Porträts gemalt. Siehe: Mann mit dem Goldhelm, Selbstbildnisse und so...

Aber mein Kopf paßte nicht zu dem Wams. Schließlich ließ ich mir auf Rat des Meisters bei einem sehr teuren Schneider einen sandgelben Cut machen, der gut zu der grünen Waise und zu dem Hintergrund stimmte, nicht amerikanisch und nicht historisch war, mich schrecklich in den Adressen zwickte und einen später erst entdeckten Fehler im Gewebe hatte. Sonst wäre er wahrscheinlich noch teurer gewesen. Die Sitzungen dauerten meist drei Stunden. Rauchen durfte ich nicht wegen der Gefahr des Dachstuhlbrandes. Zu essen gab's nichts.essen konnte ich ohne Brille nicht. Und die Brille durfte ich nicht aufsetzen. So unterhielt ich mich mit der Tante über Dachstuhlbrände und beobachtete das Wachtelhindchen des Meisters, das flöhe hatte und noch nicht stubenrein war und dieses wohl auch — im vierten Stock! — nicht mehr wurde.

Endlich war das Bild fertig.

Ich stand halbenwegs in dem sandgelben Cut hinter einem kreisförmigen Stuhl, auf den ich mich stützte — die chinesische Waise neben mir auf dem Tischchen — und sah — wie mir schien, etwas düster, aber sehr interessiert — links in die Ecke, in der wahrscheinlich gerade das Wachtelhindchen... Denn mir kam vor, mein Blick hatte, neben dem Düstern und Interessierten, etwas Erschrockenes.

Der Künstler hatte mich gebeten, das Bild — damit ich das richtige Urteil empfangen und vergleichen könne — meinen Verwandten und Freunden in der Weise zu zeigen, daß ich jeden

Einzelnen allein vor das Kunstwerk führe. Ich begann mit Onkel Heinrich. Der sagte nach langem Betrachten: „Bist Du sicher, daß Du das bist?“

Da ließ ich Tante Auguste eintreten und führte sie vor das Porträt. „Sehr ähnlich“, sagte sie. „Aber nimm mir's nicht übel, er hat ein bißchen einen dämlichen Moment gemählt. Und dann — Du schiefst ja!“

Better Eugen war der dritte. Er äußerte kritisch: „Der Ali ist das Beste an dem Bild. Die Stirn ist zu niedrig, zu tierisch. Und die hängende Unterlippe hat er noch von dem König von Spanien.“

Das holde Väschen Räte meinte begütigend: „Gott, schön bist Du ja im Leben nicht. Aber das brauchst Du Dir eigentlich doch nicht gefallen zu lassen!“

Mein Schwager Theodor nicht zustimmend: „Ich habe einen Schulfreund — der jetzt leider als unheilbar im Irrenhaus sitzt — dem seiner alten Mutter solltest Du das Bild schenken. Dem ist's wie aus dem Gesicht geschnitten. So grauenvolle Euts trug er auch. Mit der Freude an solchen Farben fing seine geistige Verwirrung an.“

Mein anderer Schwager Berthold faßte sein Urteil dahin zusammen: „Fabelhaft! Wie Du lebst und lebst! Aber 'ne Frau kriegst Du auf das Bild hin im Leben nicht!“

Ein ungarischer Großindustrieller, György hieß er, galt als fabelhaft reich. Größer noch als sein Reichtum war seine Einsamkeit und Ausdringlichkeit.

Dohtor Vinsdorff war der Sohn eines reichen Bankers und fuhr, wenn er gut gelaunt war, ab und zu in großen Rennen einen der gestarteten Wagen der österreichischen Automobilfabrik. Das ließ er sich sehr gut bezahlen. Er stammte aus Köln und war hellen Geistes.

Ein italienischer Reeder, ein Flaneur aus Wien und noch ein paar Leute, die Zeit und Geld in Rülle zu haben schienen, vervollständigten das Viehhäckerkontingent der Herzogin.

So belagert, wo auch immer sie weilte, sann die schöne Frau auf Auswege. Gewiß, sie mochte den einen oder anderen unter ihren Anbetern gerne leiden — Vinsdorff und St. Fleuron lagen als Favoriten im Rennen — aber wieder heiraten? Sich binden für immer?

Bar die Herzogin erst müßens, diese Frage vor verammeltem Hofstaat entschieden zu verneinen, so änderte sie auf Grund einer nachsichtigerweise entstandenen famosen Idee ihren Standpunkt und beschloß, ein wenig Diplomatie zu treiben. Sie ließ sich am Nachmittag, als sie ihre Vasallen im Garten der Villa — man war im Mai und demgemäß in Nizza — um den Teich herum verammelten hatte, vernehmen, daß sie sich entschlossen habe, bald zu heiraten.

Die schönen Augen blickten verheißungsvoll. Vallade depeßierte sofort nach Paris, daß er in den nächsten acht Wochen um keinen Preis der Welt als Verteidiger auftreten werde — und wandte sich zu den übrigen, die die schöne Frau nach Nam und Vit des Glücklichen fragten.

„Einer von Euch? Vielleicht — es ist noch nicht bestimmt!“ lächelte die Schöne und ging ins Haus. Die Kavaliere begaben sich zum Sekt und stellten die gewagtesten Vermutungen an. Der ungarische heimlich japanische Christanthemen zur Villa Ortranto. Graf St. Fleuron traf einen alten Bekannten aus Voston und ließ sich ein paar hundert Dollar, um im Fall des Falles manövrierfähig zu sein. Vinsdorff hob eine derart hohe Summe ab, daß ihn sein Bankier höflich fragte, ob er das fürstentum Monaco häufig erwerben wolle. Das konnte der Kölner mit gutem Gewissen verneinen.

Trotz herrlichen Wetters ließ sich die Herzogin am folgenden Tag nicht sehen. Sie sei auf zwei Tage verreist. Verreist? Sieh da! Na, da kann man ja den Auftrag des alten Herrn ausführen und den Turiner Kunden besuchen. Im Rennwagen raste Vinsdorff nach Turin, erlebte seinen Besuch, ging bummelnd durch die Straßen und...

... rief die Augen bis zur Tellergröße auf. Kein Zweifel, dort ging die Herzogin. Allein. Die Herzogin von Ortranto in Turin? Sieh einer an! Was wollte die denn hier?

Vinsdorff ging ihr unauffällig nach. Es war ein herrlicher Salon, dessen Dürre geradezu magnetisch wirkte. Eine Viertelstunde dauerte es, ehe die Herzogin wieder auf die Straße trat. Sie trug ein kokettes Paletot aus Vism. Um ihren Mund spielte ein Lächeln. Sie rief ein Auto und sagte so laut, daß Vinsdorff, in einer Nische verborgen, es hören konnte: Kotlet Vittorio Emanuele.

Und dann bezahlte ich tausend Mark und ließ das Bild über das Bett im Fremdenzimmer hängen.

Es muß sich schrecklich darunter schlafen.

—□—

Die famose Idee der Herzogin von O.

Schizze von Karl Fr. Rimrod.

Die junge Witwe des Herzogs von Ortranto tat, was eine schöne und unabhängige Frau mit einem unerschöpflichen Bankkonto nur tun konnte: Sie verbrachte den Frühling in Nizza, den Sommer in Schenningen, den Herbst in Lugano, den Winter aber zur Hälfte in Reggipen, zur anderen in St. Moritz.

Ihre Anbeter, zehne oder zwölfe an der Zahl, folgten ihr getreulich überallhin. Und hatte sie eine Forschungsreise zum Nordpol oder einen Abstecher in die Distrikte der Kopfschläger auf Borneo unternommen — zweifellos wären ihr die Vasallen auch dorthin gefolgt. Wenn auch vielleicht nicht alle...

Da war der Rechtsanwalt Vallade aus Paris. Ein Langgut in der Bretagne, und die Riefenhonorare für Senfationsprojekte großen Stils — nur in solchen trat er auf — überhoben ihn kleinlicher Sorgen.

Deren mehr hatte der Graf St. Fleuron, ein feines geringes dienst. Interessens wegen obgetaner Völkchenssekretär, der abwechselnd von Zuwendungen seiner Verwandten und erborgten Summen lebte, deren Rückzahlung er aber nie vergaß. Er war ein Kavallerist, sozusagen. Ein ungarischer Großindustrieller, György hieß er, galt als fabelhaft reich. Größer noch als sein Reichtum war seine Einsamkeit und Ausdringlichkeit.

Dohtor Vinsdorff war der Sohn eines reichen Bankers und fuhr, wenn er gut gelaunt war, ab und zu in großen Rennen einen der gestarteten Wagen der österreichischen Automobilfabrik. Das ließ er sich sehr gut bezahlen. Er stammte aus Köln und war hellen Geistes.

Ein italienischer Reeder, ein Flaneur aus Wien und noch ein paar Leute, die Zeit und Geld in Rülle zu haben schienen, vervollständigten das Viehhäckerkontingent der Herzogin.

So belagert, wo auch immer sie weilte, sann die schöne Frau auf Auswege. Gewiß, sie mochte den einen oder anderen unter ihren Anbetern gerne leiden — Vinsdorff und St. Fleuron lagen als Favoriten im Rennen — aber wieder heiraten? Sich binden für immer?

Bar die Herzogin erst müßens, diese Frage vor verammeltem Hofstaat entschieden zu verneinen, so änderte sie auf Grund einer nachsichtigerweise entstandenen famosen Idee ihren Standpunkt und beschloß, ein wenig Diplomatie zu treiben. Sie ließ sich am Nachmittag, als sie ihre Vasallen im Garten der Villa — man war im Mai und demgemäß in Nizza — um den Teich herum verammelten hatte, vernehmen, daß sie sich entschlossen habe, bald zu heiraten.

Die schönen Augen blickten verheißungsvoll. Vallade depeßierte sofort nach Paris, daß er in den nächsten acht Wochen um keinen Preis der Welt als Verteidiger auftreten werde — und wandte sich zu den übrigen, die die schöne Frau nach Nam und Vit des Glücklichen fragten.

„Einer von Euch? Vielleicht — es ist noch nicht bestimmt!“ lächelte die Schöne und ging ins Haus.

Die Kavaliere begaben sich zum Sekt und stellten die gewagtesten Vermutungen an. Der ungarische heimlich japanische Christanthemen zur Villa Ortranto. Graf St. Fleuron traf einen alten Bekannten aus Voston und ließ sich ein paar hundert Dollar, um im Fall des Falles manövrierfähig zu sein. Vinsdorff hob eine derart hohe Summe ab, daß ihn sein Bankier höflich fragte, ob er das fürstentum Monaco häufig erwerben wolle. Das konnte der Kölner mit gutem Gewissen verneinen.

Trotz herrlichen Wetters ließ sich die Herzogin am folgenden Tag nicht sehen. Sie sei auf zwei Tage verreist.

Verreist? Sieh da! Na, da kann man ja den Auftrag des alten Herrn ausführen und den Turiner Kunden besuchen. Im Rennwagen raste Vinsdorff nach Turin, erlebte seinen Besuch, ging bummelnd durch die Straßen und...

... rief die Augen bis zur Tellergröße auf. Kein Zweifel, dort ging die Herzogin. Allein. Die Herzogin von Ortranto in Turin? Sieh einer an! Was wollte die denn hier?

Vinsdorff ging ihr unauffällig nach. Es war ein herrlicher Salon, dessen Dürre geradezu magnetisch wirkte. Eine Viertelstunde dauerte es, ehe die Herzogin wieder auf die Straße trat. Sie trug ein kokettes Paletot aus Vism. Um ihren Mund spielte ein Lächeln. Sie rief ein Auto und sagte so laut, daß Vinsdorff, in einer Nische verborgen, es hören konnte: Kotlet Vittorio Emanuele.

Der Umstand, daß zwei niedrige Verheuerinnen aus der Tür des kosmetischen Salons traten und der schönen Frau kühn nachblickten, bewog den Kölner einzutreten und unter Besorgung eines kleinen Einkaufes sich nach dem Grund der Seltsamkeit der beiden Neugierigen zu erkundigen. Der Salon war leer. Die beiden Süßbuden wurden erst blaß, dann rot und dann zutraulich. Sie kicherten fröhlich. Die schöne Frau von eben habe ihnen eine ulige Geschichte erzählt. Sie wolle... und dann kam ein Wispeln, denn im Nebenraum weilte die Direktrice. Die hatte es nicht gern, wenn ihre Gefährtinnen mit eleganten Herren ins Vertrauliche kamen, denn sie war altlich, nicht begehrt und daher neidisch.

Der Kölner hörte dem Gossip und Geflüster mit größtem Interesse zu. Vor Staunen stand ihm der Mund offen.

Das war ja einfach unglaublich. Na wartet! Er ließ ein Pfeifchen hören, gab ein gutes Aufgebot — hingebende Blicke belohnen ihn — und holte seinen Rennwagen aus der Garage. Zur Nacht war er in Nizza.

Am nächsten Morgen, er lag noch im Bett, brachte der Kammerdiener furchtbare Kunde. Bei einem chemischen Versuch — die Herzogin laborierte zuweilen — habe eine Explosion gegeben. Die Herzogin...

„Nun, was ist mit ihr?“ fragte Vinsdorff mit großer Ruhe, indem er nach der goldenen Zigarette griff.

„... sie ist furchtbar entsetzt, lebt aber!“ sagte der Diener Scham glühend zu Ende.

„Gib mir Feuer!“ sagte sein Herr und nahm die Morgenzeitung. Scham, der seines Herrn Interessen genau kannte und auch aus Köln war, gab Feuer. Dann ging er. Sein Herr mußte den Verstand verloren haben. Anders war diese Ruhe nicht zu erklären.

Die Herren, die die entsetzte Kunde zeitig aus den Dauen getrieben hatte, trafen sich, bedrückt und betrübt, um Besuchszeit im Atrium der Villa, um Karten und Blumen abzugeben und um sich dann auf Französisch zu empfehlen. Die arme Frau!

Der Haushofmeister ließ sich vernehmen: Die Frau Herzogin lasse bitten. Sie erwarte die Herren im blauen Salon. Sogleich.

Erlaunt, ja bestürzt stieg man empor. Im blauen Salon sah eine verschleierte Frau in der fernsten Ecke. Der Schleier fiel. Ein Zucken ging durch die Schar der Kavaliere. Das schöne Gesicht — entsetzt für immer. Rote Brandmale, pflasterbeklebte Wunden, angeschwollen die Augen — oh, das war schrecklich!

„Entsetzt auf ewig, meine Herren! Leben Sie wohl!“

Blumensträuße, gemurmelte Worte — aber keiner, der blieb. Sie eilten über die ihnen gebaute goldene Brücke. Vorüber, vorbei... Der Anwalt fuhr nach Paris. St. Fleuron nach Rom, wo ein weitläufiger Vetter wohnte, den er noch nie angestupft hatte. Er wollte dies Verfallnis gutmachen. Der Ungar fuhr ins Fürstentum — und so weiter.

Vinsdorff erschien erst am Nachmittag in der Villa Ortranto, und zwar im Frack. Gefragt, warum in Gala, antwortete er, zu Verlobungsfeier pflege er stets im Frack zu kommen. Man verstand ihn nicht.

Die Herzogin ließ ihn, den Leuten, vor und entschleierte sich. „Entsetzt auf ewig! Leben Sie wohl!“ sagte sie leise und, so schien es, um einen Ton bedauernder als am Vormittag.

Nicht der Rede wert, ich bleibe bei Ihnen, Amélie, ich allein. Denn ich liebe Sie...

Er hätte dazu sagen müssen: Und außerdem bin ich hinter einen gewissen faulen Zauber gekommen.“ Das aber unterdrückte er zunächst mannhast, ließ sich vor der Geliebten seines Lebens auf die Knie nieder und faßte ihre Hände, die von der Explosion merkwürdigerweise vollkommen verschont geblieben waren. Sie reichte ihm, der lange ja schon ein Bevorzugter war, den Mund zum Kuß und verlor sich ihm. Und dann ging sie rasch zum Spiegel, eine paar Handbewegungen, ein wenig Puder, eine Nuance Färbepuder — und aus dem Spiegel sah das schöne Antlitz der Herzogin von Ortranto von ehedem.

Strahlend trat sie vor ihn hin, suchte Ueberbahrung, Begeisterung in seinen blühenden Zügen. Umsonst. Da war nur ein fröhliches Lachen.

„Sind die Folgen der Reise nach Turin wieder beseitigt?“

Der Herzogin verschlug's die Rede. Erst, als er Fred Vinsdorff ein paar Worte wie „kosmetischer Salon“, „Ladenmöbel“ usw. zärtlich Ohr raunte, entschloß sich die schöne Frau nach einem tiefen Seufzer zu der Erkenntnis, daß ihre famose Idee an dem da, dem Kölner, gescheitert war. Sie fand die Sprache wieder. „O du!“ war allerdings zunächst der einzige Ausdruck, den sie davon mochte. Sie hatte nicht mehr auch gar keine Zeit. Vinsdorff nahm sie

an der Hand und sie schritten hinab in den malerischen Gärten, zu dessen Füßen das blaue Meer leuchtend weißen Schaum warf an einem steilen Fels.

Der Rechtsanwalt Vallade, der in Paris von seinem und der übrigen Kavaliere Reinfall erfuhr, raufte sich die Haare (nicht ungestraft, denn er trug eine teure Perücke) und erhöhte rückwärtig vom Tage seiner Abreise aus Nizza an seine Honorarforderungen um fünfzig Prozent. Denn irgendwie mußte die Menschheit an seinem Pech teilhaben.

—□—

Conrad Ferdinand Meyer

Zum 100. Geburtstag am 11. Oktober.

Von Studienrat G. Wernicke, Dortmund. Vor hundert Jahren wurde in Zürich zum Licht geboren einer der größten deutschen Dichter, ein großer Lyriker, ein Mensch von einprägsamer Eigenart und Bedeutung: Conrad Ferdinand Meyer.

Wuchtig, massig Rumpf und Haupt, überfüllt von Dichtern feinsten Geistes, etwa einem jovialen ländlichen Kreisphysikus vergleichbar, so zeigt ihn das bekannte Konterfei. Aus schweren Jugendjahren, schweizerisch polzgebauten in aller Ehrlichkeit, allerhand Anlage und Erlebnis nicht immer siegreich überwindend, tritt er in reifem Mannesalter auf



Konrad Ferd. Meyer

den geistigen Kampfplatz, erst im deutschen Siegerjahr 1870 ganz deutschen Wesens und deutscher Bestimmung bewußt geworden. Stofflich und psychologisch umfängt, als unmittell ihn die Luft der Renaissance, als müßte Luft und Inbrunst des Schaffens sich in genügender Ort- und Zeitdistanz entladen. Eine stolze Reihe festgebauter Romane; denn zu dieser Gattung erweiterte sich die kleinste Verengung die größte Anlage: „Jürg Jenatsch“, „Der Heilige“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Versuchung des Pescara“, „Angela Kerstin“.

Klar und absolut, gepreßt und rund sind Menschen und Verhältnisse hingestellt, ohne romantisches oder aufdringlich aktenhaftes Drumherum. Ihr Stil ist jene verrufene Romanart, die nicht Geschichte noch Dichtung sein konnte.

Das ist ein Hauptverdienst C. F. Meyers — wenn man ihm eine formale Aufgabe und Leistung aufzählen will — daß es in der deutschen Literatur seit keinem Schaffen nicht mehr möglich sein wird, mehr oder weniger schones Geschreibsel mit Auspug von historischen Zahlen und Namen in irgendwelchen Kostümen und Archaismen für geschichtliche Dichtung auszugeben.

Unser Poet ist einer der Schöpfer des sogenannten poetischen Realismus, er hat neben seinem großen Landsmann Gottfried Keller, nach Fr. Th. Vischers Wort, „das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit“ gesenkt.

Die granitne Schwere der Wirklichkeit und der Glanzhauch des Himmels darüberhin, das Firnelicht, das große, stille Leuchten über dem Leben — wie heiß errungen und streng bekehrt solch polarisiertes Dichtergut —, das leuchtet besser als die selbstlicher ruhende Epik, die noch flutende, ebende Gesamtsinnung der Wirklichkeit. Da hebt nach das blühende Kleid edel-erotischer ewiger Jugend eines wahren Dichters unter höherer Marmorglätte der Form da glüht noch das flüssige Erz unter den kunstvoll gehärteten Aferaten aus bewußter Schöpfung.

Wenn auch bei großen Menschen Rosenblüde und Vergleich leicht herabsetzend wirkt, so liegt in der beliebten, frei nach Goethe-Schiller, Gebel-Ludwig, Mozart-Beethoven gebildeten Konversation Keller-Meyer doch mancher fruchtbarer Gewinn.

Terne Schritte

Durchs gelbe Weinlaub drängt sich feucht und bloß

Ein Apfel fällt verdrossen in das Gras, schon schauert Kühe durch die leeren Lauben.

Die Luft riecht trübe mit verwehtem Kraut, doch spür' ich späten Rosenhauch's Süße und horche hingewandt dem leisen Laut fernhin entflohner Geisterfüße.

Ludwig Häte.

—□—

Freilich muß jeder selber den Vergleich ziehen, und was auch das Ergebnis sei: Natur und Kunst. Nähe und Weite, naives und sentimentales Verhalten, Intuition und Diskursivität, unbestimmte Verbtheit und aimosenhafte Feinheit, Wogen und Wägen — in tiefsten Sinne bezeichnen alle diese Worte unfaßbare, weil vom Gesamtweisen untrennbare Züge.

Die Bäume aus gleichem Erdengrund, in demselben Sturm- und Sonnenwetter mancherlei Blattwerk und Blüte treiben, so offenbaren ethisch selbständige Künstler, denselben Heimatgrund entsprossen, verschiedene Welt- und Menschenbilder; und wer da will, mag Gottfried Keller mit einer knorrigen Eiche vergleichen, in deren Astwerk postierliche Fichthendchen, schnurriges Käferzeug, lustige Gimpel nicht fehlen. — Conrad Ferdinand Meyer möchte dann eine schmale und doch festgelegte Ullme sein, mit Efeu und Reben umhangen.

—□—

Die untörlliche Witwe

Schizze von Julius Knopf.

Die Geschichte hat sich nicht etwa in Amerika zugetragen, dem Lande des begrenzten Kulturhorizontes und der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern auf der bänischen Insel Möen, einem Eiland von unbegrenzter Begrenztheit kleinbürgerlicher Sittenstrenge. Und meinem Freunde Tang Hornung, der dort als Rentier seine Tage beschließen will, habe ich sie zu verdanken. Die Begebenheit ist kurios und erheiternd genug, um sie meinen deutschen Volksgegnossen vorzutragen.

Für die vielen deutschen Leser, die von der Existenz der kleinen Insel Möen noch nie etwas gehört haben, was im übrigen durchaus keinen geographischen Bildungsmangel bedeutet, bemerke ich, daß sie unweit der Südküste Schwedens liegt, von der Ostsee umspült, von Laubwäldern gesäumt und von Krebsefelsen gekrönt wird. Ähnlich dem Stubbenhogger Vöndschafsbild auf der deutschen Insel Rügen.

Als ich an einem sonnigen Nachmittag mit meinem Freunde Tang Hornung nach dem Balthof Vikeland spazierte, der hoch oben an den Felsen gelegen ist, begegneten wir einem recht ungleich aussehenden älteren Ehepaar, das, Hornung mit der steifen Höflichkeit der Dänen grüßte. Die Frau groß und stattlich und schön von geschminktem Angesicht, das die Blicke der Männer noch immer auf sich lenken konnte. Der Mann, klein, dürr und ausgemergelt, wie ein Funder, der seit Monaten zum Trocken an Äquator hängt. Sein Gesicht überfah mit tiefen Watternarben.

„Eine schöne Frau“, sagte ich, „und ein häßlicher Mann.“

„Ja, ihr zweiter Mann war hübscher,“ belehrte mich mein Freund.

„So ist es schon ihr dritter Mann?“ fragte ich.

Worauf Hornung mir die sonderbare Antwort gab: „Ihr erster und dritter Mann.“

Er sah mein Befremden. „Damit Du nicht meinst, daß ich einen faulen Wit mit Dir mache, will ich Dir die Geschichte erzählen, sie klingt wie ein Roman.“

Wir lagerten uns oberhalb des mäßig getrimmten, weißblühenden Kriebelkessens, dem Trommestölen, einem Gegenstück des Rönigstuhls auf Rügen. Mein Freund Hornung steckte sich eine Zigarre an, und naapem ich meine Pfeife in Brand gesetzt hatte, begann er zu erzählen:

„Die Madame Rasmussen, der zu begegnen wir soeben das Vergnügen hatten, war in ihrer Jugend ein feines Frauenzimmer. Kohett, lebensfroh, vergnügungssüchtig. Knut Rasmussen, der Mann — ein Original übrigens — war damals schon so verfallen in seine Frau, wie er es noch heute ist. Er erfüllte ihr jeden Wunsch und konnte es auch, denn sein Handel brachte ihm viel Geld ein. Ein tüchtiger Geschäftsmann und ein unternehmerischer abenteuerlicher Kopf ist er immer gewesen.“